

Nr. 47. Bromberg, den 5. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Siebentes Kapitel.

David Hochstraßer, der Schreiber, und der Knecht Longinus standen im Wald im Herrlibacher Berg und schlugen Kurzholz um. Sie hatten Hemd und Hose an, waren barhaupt und barfuß. Es war ein heißer, strahlend blauer Tag. In seine goldene Glut hinauf ragten die grünen, schlanken, duftenden Kronen der Tannen und glänzten, und die Hitze zitterte über den Nadeln, als brennten heimliche Lichter in den Zweigen.

Longinus schnupperte. „Wie das riecht," sagte er, leben ließe es sich heute wieder einmal." Dabei ruhte er zum hundertstenmal vom Bücken aus und schob sich das große rote, weißgetupfte Nastuch zurecht, das er seinem kahlen Schädel zum Schutz sich um den Kopf gebunden. Wie er so dastand, war er wie ein riesiger Fliegenschwamm: der runde kleine Mann, das rotweiße Tuch um den großen Kopf. Er blinzelte in die Sonne: „O du schöne Welt!" sagte er. Nachher sammelte er wieder ein paar Äste, die David mit einem kurzen Beil aus dem niederen Gestrüpp des Waldes schlug.

David stand ganz in den Zweigen, Blättern und Dornen versteckt und schlug sich langsam eine Lichtung. Ein Summen von Fliegen und Käfern war um ihn, er tat mechanisch seine Arbeit und schaute mit hellen Augen in den dichten, da und dort von der Sonne geheimnisvoll erleuchteten Wald, der eine grüne Farbenorgie war, von der tiefen, fast schwarzen Färbung schattiger Moose bis zum Gelb der jungen, zur Sonne sich wendenden Blätter der wilden Haselnuß und zum leuchtenden Grünweiß kleiner Blüten, die aus den Waldtiefen schienen. Als David sich aber umwendete und aus dem Buschwerk trat, war über dem sonst eckigen Menschen etwas von der Frische und der Kraft des jungen Waldes. Das Licht lag ihm heiß auf Gesicht und Haar, die beide hell waren, seine nackten Arme leuchteten, und das weiße Hemd stach aus dem Grün hervor. „Es ist zu heiß zum Schaffen," sagte er und warf sich ins Gras der kleinen Waldwiese, von der aus sie ihre Arbeit begonnen hatten. Ein paar hohe Bäume hielten ihre Kronen über ihn, daß die Sonne ihn nicht erreichte und sein Blick doch frei nach dem Himmel gehen konnte.

„Das heiß' ich keinen dummen Gedanken", sagte Longinus, kam heran und streckte sich neben David hin; seine Bewegungen waren faul und langsam, und er lag wie ein Sack im Gras. „Ja, ja", gähnte er dann und blinzelte nach dem Haufen Holz, das sie aufgeschichtet hatten, „jetzt haben wir schon ein schönes Stück Ruten beiseitegemacht." Er war so zufrieden mit sich, als ob er für drei gearbeitet hätte.

„Daß heute die Kesselflicker nicht herumstreichen", hob er nach einer Weile wieder an.

David antwortete nicht. Er staunte in die Ferne und hatte das in sich, was ihn in der Kanzleistube daheim nie lange litt und was ihn überall zu einem schlechten Arbeiter machte, ein unbestimmtes Verlangen: Das möchtest jetzt! Dorthin möchtest gehen! Das wolltest einmal sehen können! Was er haben und sehen, wohin er gehen möchte, hätte David Hochstraßer keinem je sagen können, weil er es selbst nicht wußte.

„Jetzt hast du das Mädchen noch immer nicht gesehen", warf Longinus abermals hin, und wieder hörte der andre kaum, was er sagte, dann aber richtete er sich, auf einen Ellbogen sich stützend, langsam auf. Ein Pfeifen kam durch den Wald.

„Das wird einer von ihnen sein", murrte der Knecht. „Welsche sind es. Sie hocken schon sechs Tage da oben am Wald mit ihrem Karren. Es sieht bald aus, als ob sie in Herrlibach übersommern wollten."

Das Pfeifen kam näher und entfernte sich wieder. Die Büsche knackten bald da, bald dort, wie wenn ein springendes Tier hineinbräche, plötzlich glitt jemand mit einem „Trala" unweit der beiden Daliegenden aus dem Walde und nach einer Stelle hinüber, wo reife Erdbeeren in Menge auf brauner Rodung wuchsen. Longinus wollte auflachen, aber David stieß ihm ärgerlich die Faust in die Seite. So schwieg er, und das Mädchen im braunen zerrissenen Rock, schlechten Schuhen an nackten Füßen, kurzärmeligem schmutzigem Hemde, das den schlanken braunen Hals bloß ließ, räumte eine Weile lang unter den Erdbeeren auf, ohne daß sie die Männer bemerkte. Dann wendete sie sich, den kleinen Blechkessel, in den sie die Beeren sammelte, beiseitestellend und fuhr mit einem „Dio santo!" zurück.

David Hochstraßer lachte. „Ist das die?" fragte er den Knecht.

Longinus nickte und setzte sich auf. Mit den kleinen Blinzaugen betrachtete er das Mädchen. Fast war es, als ob er vor Behagen schleckte, so wohlgefällig ließ er seine Augen über ihre schlanke Gestalt spazieren. Sie war aufgestanden, ungewiß, ob sie gehen oder in ihrer Arbeit weiterfahren sollte, aber den Schrecken hatte sie leicht überwunden und sah mit einem freien Blick auf die Männer.

„Mach weiter!" sagte David.

Da bückte sie sich wieder. Er saß halb aufgerichtet, und sie führten, während die Fremde Beeren sammelte, in kurzen Sätzen ein Gespräch. Das Mädchen sprach den Herrlibacher Dialekt so gut wie die zwei andern; nur leise klang ihre Muttersprache dabei an. Wieso das komme? fragte David.

Bah, sie kämen schon manches Jahr über Sommer ins Land. Freilich da oben am Wald hätten sie zum erstenmal eingestellt, gab sie Bescheid. Wenn sie sprach, blinkten ihre Zähne, nicht so auffallend wie sonst wohl bei fahrendem Volk, aber doch weiß und stark und ihre Augen, die einen ernsthaften ruhigen Blick hatten, sahen David bei jedem Worte fest an. Als sie den Platz von den schönsten Früchten gesäubert hatte, erhob sie sich wieder, da fiel ihm erst auf, wie schön sie gewachsen war. Eine schlanke junge Lärche stand hinter ihr, die war nicht gerader und stärker als sie. Nun wollte sie gehen, aber er stand auf und hielt sie im Gespräche fest. Sie strich das unordentliche Haar aus dem schönen, ebenmäßigen Gesicht und trat mit ein paar Schritten näher, aus der Sonne hinweg. Er fragte sie nach dem Land, wo sie herkomme, und als sie einen Ort am Langen See genannt hatte, wollte er wissen wie es da sei, ob das und das in Ponte dem und dem in Herrlibach ähnle, die Häuser, die Ställe, die Reben, das Vieh. Sie lachte manchmal, weil er so vieles fragte, was ihr natürlich schien. Häufig begegneten sich ihre Blicke, ein paarmal senkten sie sie unwillkürlich, bald das eine, bald das andere; nach einer Weile gewöhnten sie sich und ließen die Augen ineinander schauen, taten es bald absichtlich und lange. So eifrig wußten sie zu reden, daß, als das Mädchen sich zu entfernen Miene

machte, David neben ihr herging in die Büsche hinein, plaudernd, bis an den Waldrand, wo sie zwischen den Stämmen hindurch den grünen Vagantenwagen stehen und einen Mann und ein Weib, auch ein paar Kinder sehen konnten.

Den Knecht hatten sie sitzen lassen, wo er saß, und er lachte einmal in sich hinein und nickte dann vornüber. Als David nach einer Weile wiederkam — die Welsche war aus dem Walde getreten — wiegte des Longinus nackter Kopf, von dem das Tuch geglitten war, im Halbschlaf auf und nieder. David aber griff zum Beil und hob ein Arbeiten an, als sollte der ganze Wald noch am gleichen gesegneten Nachmittag geschlagen werden. Sein Gesicht war heiß. Er sagte kein Wort.

Longinus krabbelte endlich vom Boden wieder in die Höhe und half bei der Arbeit mit. „Das wäre eine, du, he!" rief er David an. „So eine läuft in ganz Herrlibach nicht herum. Und das muß einem Korbflicker ins Nest fallen!"

„Eine Feine ist die," sagte David, sich umwendend, das Wort sprang wie ein Ausruf aus ihm heraus, und er sagte es nur halb zu dem Knechte gemeint. Sein Blick sah irgendwo anders hin dabei und glänzte.

Das Glänzen blieb in den Augen David Hochstraßers, als er nach Stunden den Wald verließ und gedankenlos mehr gearbeitet hatte als vielleicht je vorher, und war darin den Abend daheim und den folgenden Tag. Und an diesem Tag schlenderte er an den Wald hinauf, wo der Vagantenwagen stand, an diesem Tag und an manchem, die folgten. Wie zufällig hatte er immer da oben herumzustreichen.

Lukas, dessen Auge überall war, wußte bald, wo er seine Stunden vergeudete, und warum er jetzt bei der Arbeit auf dem Lande, jetzt in der Gemeindekanzlei fehlte. Er stellte den Sohn. „Du bist kein Knabe mehr, und es ist keine Art, am hellen Tage stundenlang herumzufaulen."

David duckte sich. Das Blut stand ihm heiß im Gesicht. Er war kein eigentlicher Müßiggänger, und der Tadel traf ihn. Aus seiner Versonnenheit wachgerüttelt, warf er sich mit einem heißen unruhigen Eifer über die Arbeit; alte, vernachlässigte Register trug er nach, Protokolle, die sonst langsam gediehen, wurden im Handumdrehen fertig, keiner, der auf die Kanzlei kam, brauchte mehr auf ihn zu warten. Christian aber hatte eine Hilfe am Bruder wie nie zuvor und blickte oft verwundert von der Seite nach dem Verwandelten. Nur des Abends war er nicht mehr bei ihnen. Darauf aber achteten sie nicht, weil ihr Haushalt ohnehin seit einiger Zeit zerrissen war.

Christian hatte geheiratet, hatte die Barbara Koller aus ihrem Hause heruntergeholt, wie man eine Ware vom Markt holt, ohne Sang und Klang. Auf dem kurzen Umweg über den Zivilstandsbeamten und die Dorfkirche, einem Umwege, an dem keine Festwimpel hingen und keine Hochzeitsmusik spielte, ja kaum ein paar Gaffer standen, brachte er sie ins Haus zur Weinlaube. Da wohnten sie nun, in dem Hausteil, den früher Vater und Mutter innegehabt. Die große Wohnstube war ihre Stube, und Barbara stand in der Küche, wo Rosa geschaltet hatte. David hatte seine Kammer und die Kanzleistube für sich, Lukas aber war mit der Tochter ganz in den Anbau verwiesen, wie es Weltlauf, daß die Jungen die Alten aus ihrem Eigen drängen. Ihre Mahlzeiten hielten sie nicht mehr gemeinsam wie ehemals. „Es hält sich besser Freundschaft, wenn man sich nicht zu nahe ist," sagte Lukas. Er und Rosa hätten von dem jungen Ehepaar wenig oder nichts sehen müssen, wenn sie nicht gewollt hätten. Die Türen zu den beiden Hausteilen lagen wohl nebeneinander, aber eine Holzwand trennte die Treppen, und nur ein kleines Fenster gab von der einen Ausblick auf die andre; aber war es durch dieses Fenster oder auf andre Weise, Rosa sah alles, was in des Bruders Haushalt geschah, und sie hielt nicht mit dem zurück, was sie von diesem Haushalt dachte.

„Ihr solltet einmal hinübersehen, Vater, ob sie nicht verhungert sind," warf sie eines Tages hin, als sie selber mit Lukas am Mittagstisch saß, und als dieser schweigend weiteraß, wurde ihr herbes Gesicht gelb, ihre Lippen noch schmaler als sonst. „Nicht einmal Sonntags trägt sie Fleisch ins Haus, die Schwägerin," fuhr sie fort.

Da hob Lukas das Gesicht und sah sie groß und ernsthaft an.

Sie errötete jäh. „Es ist wahr," eiferte sie.

Er antwortete noch immer nicht, nahm nur den Blick, der einen aus Mitleid und Tadel gemischten Ausdruck trug, nicht von ihr.

„Was seht Ihr mich so an?" fragte sie in gequältem Ton.

Da sagte er: „Du tust mir leid, Mädchen, ich weiß nicht, woher du deine enge Seele hast."

Damit hatte er mit einem Schlage erreicht, daß die Tochter in seiner Gegenwart nie mehr sich in hämischen Worten über andre vergaß. Aber er wußte, daß die beiden Frauen doch in einer unwillkürlichen und verhaltenen Feindschaft nebeneinander hinlebten, vielleicht weil beide manches Gemeinsame in ihrem Charakter hatten, vor allem den Geiz, der bei Barbara mehr auf die Äußerlichkeiten des Lebens ging, während er bei Rosa befremdlicherer Art war, so daß sie nicht mit Geld und Gut geizte, sondern gleichsam mit sich selber, indem sie, was gut an ihr war, vor allen Menschen versteckte, als wären sie nicht wert, daran teilzuhaben. Lukas sah, wie die zwei jungen Weiber mit trockenem Gruß aneinander vorübergingen, wo sie sich trafen, und keine der andern Wirkungskreis betrat. Wie die Wand zwischen den zwei Treppen war zwischen ihnen eine Scheidewand, und keine machte ein Hehl daraus, daß die andre ihr zuwider war. Barbara wußte aber kaum, warum sie die Schwägerin nicht mochte, in Rosas Abneigung dagegen lag etwas wie Größe. Sie war Barbara gram, weil sie sich in den Kreis der Ihrigen und in ihr Leben gedrängt hatte und Rechtens Anspruch auf Freundschaft und Zuneigung erhob, die sie, Rosa, selbst viel Näherstehenden nicht gewährte. Lukas mußte aber auch, daß seine Tochter mit ihrem Spotte über den Haushalt Christians nicht log. Er blickte zuweilen drüben in des Sohnes Stuben, in denen die kargen Möbel standen, kaum das nötigste Gerät, dessen sie bedurften, und lange nicht genug, die großen Räume zu füllen. „Das müßt ihr euch besser machen," sagte er und wußte doch, daß sie es nicht tun würden, sandte darum aus seinem eignen Bestand dies und jenes Stück: „Da stellt ihr das hin und da das!" So sehr aber waren sie mit ihren Plänen für die Zukunft und dem Ausbau derselben beschäftigt, daß sie die Demütigung nicht fühlten, die in des Vaters Hilfe lag. Vom ersten Tag an war in ihrem gemeinsamen Leben ein gemeinsames Ziel: Hablich wollten sie werden! Sie träumten aber nicht von Lebensgenuß, den ihnen die spätere Hablichkeit verschaffen sollte, sondern dachten der Batzen, die in wohlverschlossenem Schranke, der Papiere, die ihnen einmal auf sicherer Sparkasse liegen sollten. Dabei lebten sie ein eigentümlich friedliches Leben und wuchsen fester zusammen als manche, die sich von der vielgepriesenen Liebe zusammenschweißen ließen. Tagsüber sahen sie einander oft nur bei den Mahlzeiten; denn Christian besorgte sein Gut mit einem zähen Fleiß und säumte nicht lang im Hause, wo Barbaras Arbeitsfeld lag; aber nach Feierabend saßen sie gemeinsam über den Tisch gebeugt und besprachen, was in Stall, Scheune oder Land während des Tages sich ereignet hatte, rechneten an der und jener Ausgabe oder Einnahme herum, ob sie zu machen oder wohl gemacht sei, und stiegen mit ihrem Planen und Berechnen bis in die späten Jahre hinauf, in denen ihr Hausen seine Früchte getragen haben mußte. Auch über den Lebensversicherungsprospekten saßen sie wieder, die für Christian zu einer Art Steckenpferd geworden waren, und es gewährte ihnen ein eignes Vergnügen, voreinander hinzumalen, wie einer, der nur ein paar hundert Franken zahle, plötzlich sterben und seine Familie durch seinen Tod reich machen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Weisheit.

Eine morgenländische Erzählung von **Franz Carl Endres.**

An einem schönen Abend saß der Weise am Rande der Oase und blickte in die unermeßliche Wüste hinaus und hinauf zu den fernen, glitzernden Gestirnen. Er dachte über ein großes Problem nach, das ihn schon viele Wochen lang beschäftigt hatte, dessen Lösung ihm aber nicht einfallen wollte. Nun aber, auf den silbernen Flügeln der Nacht, kam der erlösende Gedanke zu ihm.

Der Weise lächelte und spielte mit diesem Gedanken, formte ihn, und die Kraft seiner Phantasie hauchte dem Gedanken Leben ein. Wie zu einem menschlichen Wesen sprach der Weise zu seinem Gedanken: „Da bist du. Nun gehe in die Welt und erobere dir die Herzen der Menschen!"

Vielleicht war es die Tat eines Wüstendämonen, vielleicht auch nur die innige Freude des weisen Mannes: mit einem Male stand der Gedanke in Gestalt eines schönen Jünglings da, verneigte sich zum Gruße und sprach: „Ja, Vater der Weisheit, ich will in die Welt und will in den Herzen der Menschen wohnen."

Da der Weise auch ein Dichter war, wie alle wirklich Weisen unter den Menschen es sind, fand er nichts Erstaunliches darin, daß sein Gedanke Gestalt angenommen hatte. Er erschrak nicht vor der Erscheinung, sondern betrachtete sie mit Wohlgefallen und mit freudigem Stolz.

„Mein Kind", sagte er, „du bist ein hübscher Knabe und wirst den Menschen gefallen. Nur dein Kleid ist noch nicht sehr einnehmend. Ich muß dir ein schönes, glitzerndes Kleid geben. Denn die Menschen sehen nur auf das Äußere. Sie haben nicht die Fähigkeit, durch die Kleider hindurchsehen zu können."

Da lachte der junge Mensch: „Laß mich nur fort, Vater! Es eilt mir sehr. Die Menschen werden schon erkennen, daß ich wohlgebaut bin und mutig und gut."

Mit diesen Worten schritt die Gestalt von dannen, nicht mehr hörend auf die Bitten des Weisen, doch noch so lange zu verweilen, bis ein schönes Kleid zur Stelle wäre.

„Geh' denn dahin, Gedanke!" sagte der Weise. —

In den folgenden Jahren konnte er das Wirken des Gedankens bei den Menschen verfolgen. Es war sehr gering und hätte jeden anderen gewaltig enttäuscht. Aber der Weise wußte, daß nur das ärmliche Kleid daran die Schuld trug.

Wieder kam ein schöner Abend, an dem der Weise am Rand der Oase saß und in die unermeßliche Wüste hinaus blickte und hinauf in die fernen, glitzernden Sterne.

Er dachte an seinen Gedanken und wünschte ihn zurück. Da stand der Jüngling neben ihm.

„Wie erging es dir bei den Menschen?" fragte der Weise.

„Sehr schlecht, Vater. Ich bin nicht gesellschaftsfähig. Mein Kleid ist zu einfach. Die Menschen sagen: „Das soll Wahrheit sein und hat solch ein schlichtes Gewand an!" Ich imponiere den Leuten nicht. Sie halten mich für einen Bettler."

„Sagte ich es dir nicht?" erwiderte der Weise. „Aber dem ist rasch abgeholfen."

Er ging in sein Zelt und brachte ein herrliches Kleid aus goldgesticktem Stoffe.

„Zieh dieses an, mein Sohn, und gehe aufs Neue in die Welt!"

Der Gedanke aber lachte: „Ich habe die Lust daran verloren. Ich bleibe bei dir. Schicke das Kleid allein in die Welt. Es genügt auch."

Der Weise stellte das Kleid auf, gab ihm einen schönen, glitzernden Turban und hing ihm einen Prunksäbel an die Seite. Dann sprach er ein Zauberwort. Da fing das Kleid an, wie ein Mensch sich zu bewegen.

„Nun gehe du hin und erobere die Herzen der Menschen!" sagte der Weise.

Schon nach einem Jahre war der Erfolg außerordentlich groß. Der weise Mann wurde weltberühmt. Aus allen Ländern kamen die Gelehrten, ihn zu besuchen. Der Kalif ernannte ihn zu seinem Hofphilosophen und setzte ihm ein großes Jahresgehalt aus.

Der Weise nahm schweigend von allem Kenntnis.

Und schrieb in ein Buch, in dem er alle Erfahrungen seines Lebens niederlegte, den Satz:

Kleider machen Leute. Das ist schon schlimm; aber daß Kleider auch Gedanken machen, ist das Schlimmste.

März.

Nun werden die Berge wieder blau,
und die frühen Schwalben jagen,
und aus dem grau zerfließenden Tau
Huflattiche singen und sagen.

Nun läuft über braunen Ackerbug
Jungsaat in meergrünen Strähnen,
nun strählt die Sonne in steigendem Flug
der Wolken fließige Mähnen.

Nun bändigt des Bauern knorriger Arm
kaum noch die bebenden Pferde,
nun schüttert nach allem Hunger und Harm
der Schrei der entfesselten Erde.

Ludwig Bäte.

Eine Forschungsreise für Negermusik.

Von **Wolfgang Weber.**

Um es gleich vorweg zu nehmen: Mit den Klängen der Jazzband hat Negermusik nicht das mindeste zu tun. Jazz ist eine Summe geschickt kombinierter Einfälle, auf dem Broadway, in der Untergrundbahn Chicagos oder bestenfalls auf Kuba von amerikanischen Mischnegern erfunden und von Routiniers für die Halls internationaler Hotels zurecht frisiert. Ohne den entferntesten Zusammenhang mit Afrika.

Nein, Negermusik, wirkliche zentralafrikanische Negermusik ist etwas ganz anderes. Von denselben Gesetzen, wie sie unsere Musik diktiert, führt sie dieselbe auf ihre Urform zurück. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die primitiven, aber für unser europäisches Ohr durchaus schönen Gesänge und die interessanten rhythmischen Ideen für unsere Musik eine ähnliche Bedeutung gewinnen werden wie die Negerplastik für die Kunst.

Heute hat man von afrikanischer Musik freilich nur ganz dunkle Vorstellungen — aus rein technischen Gründen. Eine Negerplastik, eine Tanztrommel kann man einpacken und mitnehmen, aber nicht die Musik dazu. Man war lange Zeit nur auf das Gehör der Reisenden angewiesen. Aber der bedeutendste Wissenschaftler und kühnste Forscher ist nicht immer musikalisch. Schweinfurth hatte beispielsweise einmal eine Melodie im Sudan gehört, vermochte sie aber nicht zu Papier zu bringen und summte sie daher monatelang während des Marsches vor sich hin. Als er heimkehrte, war ein waschechtes preußisches Soldatenlied daraus geworden!

Heute hat man den Sprechapparat, der in vielen Fällen die Aufzeichnung der Musik nach dem Gehör erübrigt. Aber was für Schwierigkeiten sind zu überwinden, bis der Schwarze so in den Trichter hineinsingt, wie er es ungezwungen und ohne die Nähe eines Europäers tun würde! Der Verfasser dieser Zeilen, der eine Reise ausschließlich der Erforschung der Eingeborenenmusik widmete, könnte Bände mit den amüsantesten Einzelheiten allein bei dem feierlichen Akt der Aufnahme füllen. Hat man den Sänger glücklich vor den Trichter postiert, so ist er plötzlich stumm wie ein Fisch, selbst wenn er vorher nach Negerart stunden- und tagelang ununterbrochen die augenblicklich beliebtesten Lieder vor sich hinträllerte. Zwingt man ihn mit Gewalt zum Singen, so wird er schließlich zitternd einige zaghafte Töne von sich geben, die mit den heimatlichen Gesängen nicht die entfernteste Verwandtschaft zeigen. Gewinnt er aber endlich durch Geduld und einige psychologische Kniffe die Unbefangenheit wieder, so wird jetzt seine Natürlichkeit zum Verhängnis: er unterstreicht jedes Wort mit den wildesten Gesten, wirft Arme und Beine ekstatisch um sich und muß schließlich von zwei Mann vor dem Trichter festgehalten werden.

Aber alle diese Mühen werden schon durch das Entzücken der Schwarzen aufgehoben, die wahre Freudentänze aufführen, wenn sie den Apparat später die vorher hinein gesungenen Worte wieder ertönen hören. Sie konnten nicht glauben, daß der Sprechapparat nur ein einfaches Uhrwerk aus totem Metall sei. In mehreren Fällen verabschiedeten sie sich von ihm, kosten den Aluminiumtrichter mit den Händen und verbeugten sich vor ihm mit den Worten: „Leb wohl, meine Stimme!"

Die meisten Lieder singt ein Vorsänger, dessen Melodie der Chor refrainartig wiederholt. Selten übersteigt ihre Länge vier oder acht Takte, weshalb man diese bis ins Endlose wiederholt. Aber gerade in dieser Wiederholung liegt das Geheimnis einer unerhörten Stimmung, die das flackernde Herdfeuer und die langsam im Rhythmus sich bewegenden Körper unterstützen; denn Tanz und Musik ist bei dem Neger eine untrennbare Einheit. In vielen Gegenden finden wir sogar Gruppen, die während des Tanzes singen und sich dabei durch umgehängte Zupfinstrumente begleiten.

Unbeschreiblich ist die Popularität dieser Musikinstrumente. Keine Arbeit, zu der der Schwarze seine Leier nicht mitnimmt, kein Weg, den er nicht durch seine Klimper verkürzt. Er spielt darauf, ohne sich dabei beim Handwerk, bei der Unterhaltung oder beim Kauen stören zu lassen. Wenn er singt, so begleitet er in den meisten Fällen mit seinem Gesang das Instrument, nicht umgekehrt, wie es bei uns der Fall ist.

Am verbreitetsten ist die „kleine Marimba", die auch Sansa genannt wird. Sie besteht aus einem ausgehöhlten Kürbis, der als Resonanzboden dient und an dem man Brettchen mit Holz- oder Eisenzinken angebracht, die man mit dem Daumen zupft. Sie klingen reizend, diese zierlichen, stumpfgläsernen Töne, und ich könnte mir sehr gut vorstellen, daß sie, einmal eingeführt, in Europa als Kinderspielzeug sehr beliebt würden. Jedenfalls ist ihre Wirkung bedeutend harmloser als die der blechernen Kindertrompete.

Sehr interessant sind auch die Formen der afrikanischen Saiteninstrumente, die gleichfalls die unseren in der Urform zeigen. Der Anfang der Geige war der Bogen, der ganz gewöhnliche Schießbogen, von dem irgendein findiger Kopf einmal gemerkt hatte, daß seine Sehne beim Anschlagen einen Ton von sich gab. Dann kam man dahinter, daß sich durch Verkürzen dieser Sehne verschiedene Tonstufen herstellen ließen, und so war im Handumdrehen der Musikbogen in seiner primitivsten Form geschaffen. Die Saite wurde zunächst noch ohne Bogen, nur durch Anschlagen mit einem Stäbchen oder Zupfen mit dem Zeigefinger in Schwingung versetzt. Aber mit so einem primitiven Instrument kann uns der schwarze Virtuose ganze Schlachten beschreiben, wenn er zu seinen Klimpertönen auch noch seine mimischen Künste spielen läßt.

Ein Instrument fehlt bei keinem einzigen Negerstamm, wenn auch in hunderterlei verschiedenen Formen behandelt: die Trommel. Sie ist das afrikanischste aller Musikinstrumente, weil sie dem Geiste dient, der mit dem Wesen des Negers am innigsten verwachsen ist: dem Rhythmus. Übungen, die für unseren geschulten Musiker eine schwere Aufgabe sein würden, sind für den Schwarzen eine Spielerei.

Daß z. B. drei Trommeln gleichzeitig gespielt werden und die eine einen fünfviertel und die beiden andern einen dreiviertel Rhythmus durchgeführten, ist gar keine Seltenheit; ebensowenig wie komplizierte, mehrfach ineinander geschlungene Synkopenstellen. „Im Anfang war der Rhythmus" — wenn dieses viel umstrittene Wort wahr ist, dann hat es seine erste Bedeutung für den Neger.

Aus den phonographischen Aufnahmen, die man im Laufe der Zeit gesammelt hat, hat sich das „Museum der Töne" gebildet — das Physiologische Institut der Universität Berlin. Es enthält zehnmal soviel Aufnahmen wie die Museen der ganzen übrigen Erde zusammen und ist das Lebenswerk Professor E. v. Hornbostels. Hoffen wir, daß sich genügend Mitarbeiter finden, dieses noch unbekannte Gebiet der Allgemeinheit zu erschließen, ehe es zu spät ist. Auch die Negermusik, dieses jüngste Kind der Forschung, ist in den meisten Gegenden nur noch Sache einiger Jahrzehnte. Heute noch hat sich die unerhörte Natürlichkeit erhalten; heute noch hielt ein Kongostamm meine Schreibmaschine für ein Musikinstrument und tanzte danach; heute noch können wir uns von einem unverbrauchten, von echten, originellen Ideen übersprudelnden Afrika den Weg zur Ursprünglichkeit zurückführen lassen. Wo aber einmal die Marseillaise oder die englische Nationalhymne ihre Marschrhythmen verbreitet hat, da ist es für alle Zeiten aus mit einer unberührten und unbeeinflußten Musik der Eingeborenen — und nicht nur mit ihrer Musik.

Aus meinen Tagebüchern.

Von Hermann Lemmerz.

Nur hochgebildeten Leuten imponierst du durch Schweigen — dem Durchschnitt und der Masse nur durch vieles Reden.

*

Bedenke: Immer wächst mit der Größe deines Zieles der Widerstand, den dir die andern entgegentürmen!

*

Auch das gehört zum Elend dieser Zeit: Daß sie Berge an Zweifeln schafft, aber nur Hügelchen an Glauben.

Anastasia?

Lebt die jüngste Tochter des Zaren Nikolaus?

Hoffentlich wird nicht eine Kaspar-Hauser-Affäre aus der Sache gemacht, denn ebenso wie die Frage, ob dieser Jüngling der Sohn des Großherzogs von Baden gewesen, nie gelöst worden ist und nie gelöst werden wird, dürfte die Frage, ob Frau von Tschaikowsky mit der jüngsten Zarentochter Anastasia identisch ist, kaum jemals eine restlose Klärung erfahren. Denn diese Frau von Tschaikowsky, wie sie sich nennt, obwohl sie über ihren Mann nur dunkle Angaben zu machen imstande ist, hat zwei Jahre in der Irrenanstalt von Dalldorf verbracht und ist geistesschwach, so daß ihr Zeugnis natürlich bedeutend an Wert verliert.

Am 22. Februar 1922 zog man aus dem Landwehrkanal Berlin ein junges Mädchen heraus, das in selbstmörderischer Absicht hineingesprungen war, und brachte es, da keine vernünftige Auskunft aus ihm herauszubringen war, als geisteskrank in eine Irrenanstalt, wo es zwei Jahre blieb, ohne zu fühlen, wo es sich befand und ohne Beschwerde gegen seine Unterbringung zu erheben. Obwohl nicht ausgesprochen idiotisch, ist diese junge Frau doch von einer derartigen Schwäche des Geistes befallen, daß es unmöglich ist, glaubhafte Angaben durch sie machen zu lassen. Seltsam ist vielleicht, daß sie in den sieben Jahren, seit denen sie sich in Deutschland befindet, niemals die Behauptung aufstellte, sie sei Anastasia. Erst als eine andere Insassin von Dalldorf, eine ehemalige russische Hausdame, glaubte, eine entfernte Ähnlichkeit zwischen Frau von Tschaikowsky und Anastasia feststellen zu können und ihr ins Gesicht sagte: „Sie sind Anastasia, die jüngste Tochter unseres Zaren", da erst fand sie ihr Gedächtnis so weit wieder, daß sie „Ja" sagen konnte, da erst begann sie sich darauf einzustellen, Memoiren auskramen zu müssen. Und nun begann Frau von Rathlef-Keilmann, die sich ihrer annahm, aus dem armen gequälten Hirn alles herauszuholen, was darin versteckt war oder was es sich selbst einbildete. Die Wahrheit werden wir nie erfahren, und es wird ihr genau so unmöglich sein, zu beweisen, daß sie Anastasia, die Tochter des Zaren, sei, wie man ihr nicht beweisen kann, daß sie es nicht ist.

Amtliche Ermittelungen in Rußland führen bekanntlich zu nichts, besonders in diesem Falle. Natürlich gibt es eine Menge Menschen, die jene Anastasia noch gesehen haben, als sie in Petersburg zu Hofe weilte, aber das sind zehn Jahre her, und Anastasia, wenn sie wirklich lebt, ist inzwischen aus einem jungen Mädchen eine junge Frau geworden, hat unendliche Qualen ausgestanden jahrelang, hat sich körperlich furchtbar verändert und ihr Gedächtnis verloren durch die unmenschlichen Kolbenhiebe, die ihr vertierte Wärter beibrachten. Denn soviel steht fest: mag jene Frau von Tschaikowsky Anastasia Romanow sein oder nicht, auch sie trägt Spuren von Kolbenhieben auf dem Kopf, auch sie leidet an jener furchtbaren Krankheit, die allen Romanows eigen war, so daß ihre Gesundheit längst untergraben, ihr Körper fast zerfallen ist. Ein letzter Versuch, sich das Leben zu nehmen, mißlang 1922, seitdem siecht sie dahin.

Sie ist ja selbst nicht in der Lage, ihre Memoiren zu schreiben oder zu diktieren, man muß ihr in langen und langwierigen Unterredungen, soweit solche überhaupt mit einem geistesschwachen Menschen zustande kommen können, Wort für Wort herausholen. So viel auch in diesen Memoiren geschildert ist von den letzten Szenen der Zarenfamilie und ihrem Untergang, so wenig überzeugend wirkt das allein. Denn es dürfte für eine Kennerin der russischen Verhältnisse, die während der Revolution drüben war, nicht schwer sein, sich Momente zu rekonstruieren oder rekonstruieren zu lassen, über die tausend Blätter hundertmal geschrieben haben und über die man in Rußland Jahre hindurch gesprochen hat.

Die in Europa lebenden Verwandten der Romanows haben sämtlich abgelehnt, Frau von Tschaikowsky als Anastasia Romanow anzuerkennen. Obwohl gerade sie das größte Interesse daran haben müßten, eine ins Unglück geratene Verwandte zu sich zu nehmen und den neugierigen Augen der großen Welt zu entziehen, stehen sie auf dem Standpunkt, daß nach authentischen Mitteilungen aus Moskau keines der Mitglieder der Zarenfamilie dem Massenmord entkommen ist und daß Frau von Tschaikowsky keinerlei Beweise in Händen habe, das Gegenteil wahr zu machen. Und wenn man gelesen hat, mit welcher viehischer Roheit die Wächter der Zarenfamilie, an ihrer Spitze Abraham Jurowski, diese behandelten, mit welcher Grausamkeit und Wollust sich die Mörder auf die Unglücklichen stürzten, der kann sich der Ansicht nicht verschließen: Diese Tiere in Menschengestalt haben so lange auf die Körper der Zarenfamilie eingeschlagen und geschossen, bis in keinem von ihnen mehr ein Funken Leben übrig war. Und so wird auch der Fall Anastasia wie der Fall Hauser ein Rätsel bleiben, das in seiner Gesamtheit niemals gelöst werden kann und wird.



Bunte Chronik



*** Taschentücher als Wetterpropheten.** Zu Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts kamen eines Tages ganz merkwürdige Taschentücher in den Handel, denn es hieß, daß diese Tücher das Wetter prophezeien könnten. Und das war in gewisser Hinsicht denn auch wirklich der Fall. Eine auf die Taschentücher gedruckte Zeichnung stellte einen Mann dar, der einen aufgespannten Regenschirm in der Hand hielt. Dieser Regenschirm war nun bei heiterem Wetter blau, bei veränderlicher Witterung grau, wogegen man ihn bei Regenwetter überhaupt nicht sah. Erreicht wurde diese seltsame Erscheinung einfach dadurch, daß man den Regenschirm nicht mit Farbe, sondern mit einer verdünnten Lösung von Chlorkobalt auf den Stoff gedruckt hatte. Kobaltsalze aber sind bekanntlich sehr feuchtigkeitsempfindlich, und somit konnte ein solches Taschentuch ganz gut den Feuchtigkeitsgehalt der Luft und gleichzeitig damit auch das Wetter anzeigen.

Lustige Rundschau



*** Offenherzig.** Tante: „Wie geht es dir, kleine Anni?" — Anni: „Gut." — Tante: „Warum fragst du mich nicht, wie es mir geht?" — Anni: „Weil's mir egal ist."

*

*** Kolumbus und die Prohibition.** Eine englische Zeitung schreibt: „Kolumbus war nicht nur ein Entdecker, sondern auch ein Prophet. Als er Amerika entdeckte, soll er ausgerufen haben: „Trockenes Land!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.